

Von Fehlern und Daten: zur Rolle des Forschers im interpretativen Paradigma

Welzer, Harald

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Welzer, H. (1990). Von Fehlern und Daten: zur Rolle des Forschers im interpretativen Paradigma. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 14(2/3), 153-174. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266157>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

E I N Z E L B E I T R Ä G E

VON FEHLERN UND DATEN. ZUR ROLLE DES FORSCHERS IM INTERPRETA- TIVEN PARADIGMA

Harald Welzer

Kaum ein methodologisches Problem der empirischen Sozialforschung ist häufiger erforscht und vielfältiger dokumentiert worden als der Forscher- bzw. Interviewereffekt (z. B. Bungard 1980; Steinert 1984, Esser 1986) - und an kaum einem Problem wird in der Praxis sorgloser vorbeigeforscht. Das gilt in unterschiedlicher Weise für standardisierte und nicht-standardisierte Verfahren. In beiden Fällen wird von dem grundsätzlichen Vorliegen des Forschereinflusses ausgegangen: im standardisierten Zugang wird mit Hilfe von Forschungsregeln versucht, die Effekte gering und kontrollierbar zu halten; in nicht-standardisierten Verfahren wird ebenfalls - deutlich etwa im narrativen Interview - mit impliziten und expliziten Forschungsregeln gearbeitet. Ihre Umsetzung aber bleibt oft vage und den persönlichen Fähigkeiten des Interviewers überlassen - und oft wird schon die "Herstellung einer alltäglichen Gesprächssituation" bzw. ein "guter Rapport" als zureichend für die Reliabilität der Erzähl-daten betrachtet.

Das Prekäre dieser Vorgehensweise liegt bei den interpretativen Verfahren aber weniger in der Sorglosigkeit der Datenerhebung als im Fehlen einer erkenntnislogischen Reflexion des Forscherhandelns. Obwohl das interpretative Paradigma - zumal in interaktionistischer Tradition - von der intersubjektiven Konstitution sozialer Realität ausgeht und es seinem Selbstverständnis nach mit immer schon interpretierter und gedeuteter Realität zu tun hat, ist der Prozeß der Erzähl-datenproduktion - d.i. der Interaktion zwischen Interviewer und Befragten - noch kaum Gegenstand systematischer Untersuchungen gewesen. Die sich daraus ableitende Forderung, "das interpretative Paradigma nicht nur auf das Alltags-handeln, sondern gerade auch auf das Forschungshandeln anzuwenden" (Lamnek 1988, S. 83), ist einstweilen nicht mehr als ein Postulat, das sich mit dem bloßen Aussprechen schon eingelöst zu haben scheint. In der Forschungsrealität bleibt auch der interpretative Forscher analog zu experimentellen und standardisierten Designs jenes von außen "hervorlockende" Wesen, das, um eine schöne Formulie-

rung von Oevermann et al. zu verwenden, "gleichsam vom Gipfel seines Interpretationswissens und seines Interpretationsverfahrens die Täler der von den beobachteten Personen subjektiv realisierten Bedeutungswelten oder Relevanzsystemen weit überblicken kann." (1979, S. 398)¹⁾

In der folgenden Diskussion inzwischen schon klassischer Beiträge zur interpretativen Methodologie (Oevermann et al.; Schütze, Hopf) möchte ich zunächst zeigen, wie und mit welchen Folgen das Problem der Forscherrolle bisher umgangen wurde. Im weiteren wird dann der Versuch unternommen, den epistemologischen Ansatz der Ethnopschoanalyse in den interpretativen Forschungsprozeß einzubeziehen. Dabei zeigt sich, daß die Anerkennung des pragmatischen Stellenwerts des Interviews als Konstitution sozialer Realität nicht nur die Erhebungssituation entlastet, sondern zudem die Gewinnung von Daten mit unterschiedlichem Status erlaubt, deren logische Zusammenführung die Validität der gewonnenen Ergebnisse erhöht.

1. Der Vorschlag der "objektiven Hermeneutik"

Die Methodologie der Gruppe um Oevermann kann sicher immer noch als die avancierteste innerhalb der Methodendiskussion gelten - was allerdings nicht nur ihr Programm, sondern auch ihren Anspruch angeht. Nichts weniger wird prätenziert, als mit der "objektiven Hermeneutik" "zu einem für die Soziologie allgemein geltenden forschungslogischen Programm" gelangt zu sein (Oevermann et al. 1979, S. 354). Dieser nicht sehr bescheidene Geltungsanspruch leitet sich daraus ab, daß soziologisch relevante Analysen ohne eine "soziologische Sozialisationstheorie" nicht auskämen, da diese (in Gestalt der objektiven Hermeneutik) allererst in der Lage sei, die soziale Realität objektiver Bedeutungsstrukturen als Konstitutionsbedingungen intentionalen Sprechens (und Handelns) zu erfassen (1979, S. 354 u. 368f.). Eine "Theorie der sozialen Konstitution des Subjekts" bzw. eine Theorie der Bildungsprozesse muß folgerichtig ihren Ausgangspunkt bei der "Struktur der sozialisatorischen Interaktion" nehmen (1976a, S. 34), da die der Interaktion und damit auch der gesellschaftlichen Realitätskonstitution zugrundeliegenden Struktureigenschaften des Sprechens sozialisatorisch erworben werden (vgl. 1976a, S. 43).

¹⁾ Was immer das sein mag: ein Interpretationswissen. Es könnte auch sein, daß bei aller Weite des Gipfelblicks die Subjekte unten in ihren Tälern ganz ungestört und heimlich ihre Relevanzsysteme organisieren, während der Forscher oben wie der Mister Pief von Wilhelm Busch durch sein Instrument blickt - nach der (durchaus wissenschaftstheoretischen) Setzung: "Schön ist es auch anderswo / und hier bin ich sowieso."

Entscheidend für den sozialisatorischen Erwerb der Regeln und Kompetenzen des Sprechens sind aber nach Oevermann nicht die subjektiv vermeinten und intentional realisierten Bestandteile der Interaktion (etwa "Erziehungsregeln"), sondern vielmehr der latente Sinn, der ihnen (den Subjekten unbewußt) zugrundeliegt und dem Kind eine "objektive Bedeutungsstruktur" sozialen Sprechens und Handelns vermittelt und damit zugleich einen "Sinn von Verhaltensweisen und Reaktionen" objektiv konstituiert (vgl. 1976a, S. 45). Von hier aus unternimmt die objektive Hermeneutik dann folgerichtig den Versuch, die latenten Sinnstrukturen anhand von Beobachtungs- und Interaktionsprotokollen zu rekonstruieren.

Die Annahme einer latenten Sinnstruktur grenzt die objektive Hermeneutik scharf von der klassischen Hermeneutik ab, die gerade intentionale Gehalte zu verstehen suchte und damit - und dies ist die methodische Komplikation - selbst auf der Ebene alltäglichen Sprechhandelns verblieben ist (vgl. Habermas 1968, S. 265). Die Komplikation hermeneutischen Sinnverstehens liegt ja prinzipiell darin, daß der Interpret als Sprechender bzw. sprechend Sprachanalysierender sich im Akt der Interpretation auf der Regelebene des zu interpretierenden Textes selber bewegt. Dieses bekannte Problem würde aber auf der von Oevermann angezielten Rekonstruktionsebene auf die latenten Sinnstrukturen zu erweitern sein: wenn diese jeder Interaktion zugrundegelegt werden können, müssen sie auch im Verfahren der Interpretation vorausgesetzt werden. Interpretationen sind auf dieser Ebene also zirkulär.

Dieses Problem lösen Oevermann et al. elegant, indem sie dieselbe "Operativität der intuitiven Urteilskraft" (1979, S. 388) beanspruchen, die sie den handelnden Subjekten unterstellen - die interpretative Rekonstruktion geht also gleichsam denselben Weg wie die Konstruktion der interpretierten Texte selbst. Weg und Ziel in einem ist die vollständig explizite und konsistente "Rekonstruktion der Realität von Bedeutungsmöglichkeiten (...), die in einem Text gewissermaßen schlummern" (1979, S. 390). Was die objektive Hermeneutik dann letztlich zu einer Kunstlehre macht, die die alltäglichen Verfahren intuitiven Sinnverstehens überschreiten kann, ist ihr spezifisches Verfahren, die Bedeutungsmöglichkeiten von Interaktionssequenzen mit einer mehrstufigen Feinanalyse approximativ zu erschließen. Dieses Verfahren, das inzwischen bekannt und gut dokumentiert ist (zuletzt Lamnek 1988, S. 191ff.); Mathes 1988), scheint mir instrumentell nach wie vor sehr zwingend zu sein - wobei freilich von Fall zu Fall die angezielte Reichweite der Interpretation Modifikationen erfordern würde.

Problematisch wird dieses Verfahren allerdings dort, wo die extensive Diskussion in der Forschergruppe und die Struktur des interpretierten Textes allein die Gewähr für die Objektivität der schließlichen Interpretation liefern sollen - die Objektivität ist letztlich nur die einer sich einigenden Gruppe und steht und fällt mit ihrer kommunikativen Validierung. Dabei wird weder die latente Sinnstruktur des interpretativen Prozesses selbst noch der Status der Beobachteraktion und -interaktion in den jeweiligen Sequenzen reflektiert. Das Problem der Forscherinteraktion wird nur vage thematisiert und dann in den Bereich der personalen Qualifikation verwiesen: "besonders neurotisch veranlagte Menschen", so hofft man, mögen "sich dieses Arbeitsgebiet nicht auswählen" (1979, S. 393).

Das Beobachterverhalten wird nur indirekt thematisiert. Anhand der exemplarischen Interpretation einer Interaktionssequenz wird erwähnt, daß die Beobachter "entgegen der allgemeinen Regel" an einem ihnen zu Ehren bereiteten Abschiedsessen in der Untersuchungsfamilie teilnehmen, aber "wie üblich am Couchtisch vor dem Sofa sitzen bleiben, während die Familie in der Ecke des Wohnzimmers am Tisch sitzt" (1979, S. 355). Die Forschergruppe geht offensichtlich also von (nicht näher explizierten) "Regeln" der Nicht-Beeinflussung aus, die allerdings gelegentlich wohl verletzt werden.²⁾ Diese implizite Voraussetzung scheint dann wiederum die Berechtigung zu liefern, die Wirkung des Beobachterverhaltens nicht zu interpretieren (vgl. Küchler 1980, S. 383). Nichtsdestoweniger werden Interaktionen mit den Beobachtern in die Interpretation einbezogen - aber so, daß ihr situationskonstituierender Charakter unterschlagen wird und sie lediglich zur Verifikation von Interpretationen herangezogen werden. Deutlich wird das etwa daran, wie die väterliche Bewertung des von der Mutter zubereiteten Essens ("na, die kann se ganz gut") interpretiert wird: die Tatsache, daß der Vater ein Kompliment für die gute Zubereitung des Essens an die Beobachter und nicht an die Mutter richtet, sehen die Interpreten als Beleg für "eine Diskonfirmation der Ehebeziehung" (1979, S. 359) - ohne daß irgendwo reflektiert würde, daß die Familie es hier mit einer diskonfirmierten, gestörten Situation zu tun hat. Damit versucht der Vater umzugehen: er wendet sich - für einen Gastgeber ja nicht ungewöhnlich - an seine (befremdlicherweise auf dem Sofa sitzenden) Gäste und versucht eine für ihn adäquate Kommunikationssituation herzustellen, mithin

²⁾ An anderer Stelle wird ein untersuchter "Vater, der dem männlichen Beobachter eine lange Geschichte erzählen wollte, von diesem mit dem Hinweis, Kommentare schreiben zu müssen, gebremst" (1979, S. 404).

die Situation zu bewältigen. Für Oevermann et al. sieht das anders aus: "Im Stile eines zur Objektivität verpflichteten Oberschiedsrichters liefert er seine Einschätzung der Qualität des Essens bei den Beobachtern ab, ihnen beifällig beipflichtend, als ob er ebenfalls Gast seiner Frau sei" (1979, S. 359). Man könnte die Adressatenwahl des Vaters auch als Fluchtversuch aus dem Objektstatus lesen, den die Beobachter ihm zugewiesen haben - diese Interpretation würde aber voraussetzen, daß den Beobachtern selbst ein produktiver Status für die erhobenen Daten zukommt. Dann aber wäre die Interpretation "Diskonfirmation der Ehebeziehung" ein Artefakt - worauf Oevermann et al. implizit sogar selbst hinweisen: "Die Beobachter sind dem Vater wichtiger als seine Frau" (1979, S. 359).

Nirgendwo wird das Verhältnis des Vaters zu seinen Beobachtern interpretiert - alle Interpretationen beziehen sich lediglich auf die Immanenz der familialen Beziehung, als wäre gar kein Beobachter dagewesen. Für Oevermann freilich zielt diese Kritik ins Leere: denn die Konstitution der latenten Sinnstrukturen - und um die geht es ja - wird ja nicht von den Subjekten geleistet, sondern von den "interaktionsstrukturinhärenten Regeln verschiedenen Typs" (1979, S. 370). Aus der sozialisatorischen Bildung der Interaktionsfähigkeit heraus sind seiner Argumentation nach die latenten Sinnstrukturen als solche zeitlos - sie werden lediglich "von in der Zeit produzierten Texten generiert" (1979, S. 390), mit-hin von den Interakteuren lediglich aktualisiert. Insofern sind natürlich die Modalitäten ihres Erscheinens unerheblich; wichtig ist nur ihre aufweisbare Existenz.

Diese Auffassung kommt auch im spezifischen Textbegriff der objektiven Hermeneutik zum Tragen. Interaktionsprotokolle sind nach Oevermann wie "Texte zu behandeln, die sich von den Intentionen der Handelnden abgelöst haben als Träger objektiver sozialer Strukturen" (1976b, S. 391). Ist der Text einmal produziert, wird er zu einer Realität sui generis, die ganz unabhängig von den Umständen seiner Entstehung und von den Absichten seiner Produzenten objektiven Sinn repräsentiert. Ja, die soziale Realität selbst geht im Text auf, "der eigenbeweglich voranschreitend die Äußerungen der beteiligten Subjekte einfädelt" (Bude 1982, S. 136) und dessen Textur zu entschlüsseln Aufgabe der Soziologie ist. "Ein Text konstituiert, wenn er erstmal produziert ist, eine eigengesetzliche, mit eigenem Verfahren zu rekonstruierende soziale Realität, die weder auf die Handlungsdispositionen und psychischen Begleitumstände auf Seiten des Sprechers noch auf die innerpsychische Realität der Rezipienten zurückgeführt

werden kann" (Oevermann et al. 1979, S. 379).

Eine solche Auffassung bringt ein prinzipielles Problem mit sich: ein Konzept, das von der Zeitlosigkeit einmal produzierter latenter Sinnstrukturen ausgeht, kommt nicht ohne die Annahme eines Ursprungskontextes, ja einer universellen Ursprungsstruktur aus (vgl. Bude 1982, S. 141; Reichertz 1988, S. 215). Erst unter einer solchen Annahme läßt sich Interaktion als Ausbuchstabierung einer ontologisch gültig gesetzten Struktur auffassen - das sprechende Subjekt wird, wie Oevermann selbst formuliert, "auf die Vorstellung von einem dynamischen Medium der Aktualisierung objektiver sozialer Sinnstrukturen reduziert" (Oevermann 1976b, S. 387). Das Subjekt ist nurmehr Agent der waltenden Sinnstruktur - es aktualisiert sie nur noch bewußtlos und vermag sie auch nicht zu transformieren. Was aber transformiert sie dann? Und wie kann in dieser Sicht das Subjekt noch als "dynamisches Medium" gedacht werden?

Brechen wir an dieser Stelle ab. Auf jeden Fall wird deutlich, daß eine solche Auffassung nicht mit interaktionistischen oder verstehenden Konzepten kompatibel ist (vgl. Reichertz 1988), womit dann auch der Stellenwert der objektiven Hermeneutik innerhalb des interpretativen Paradigmas fragwürdig wird. Wie aber gerade die kurze Re-Interpretation des Beispiels aus dem programmatischen Oevermann-Text zeigt, kann eine hermeneutische Interpretation auf den Einbezug des Konstitutionsprozesses der Erzähldaten in die Analyse nicht verzichten - was freilich ein erkenntnislogisches Problem aufwirft. Ich möchte die Diskussion dieses Problems noch zurückstellen, weil Oevermann et al. in der Begründung für die Interpretationsverfahren auf die psychoanalytische Epistemologie zurückgreifen (vgl. 1979, S. 383f.; 398f.), was auch im hier zu entwickelnden Ansatz eine zentrale Rolle spielen wird. Zuvor sollte aber das Moment der Erzähldatenproduktion noch im Rahmen einiger anderer Konzepte diskutiert werden.

2. Das unaufhebbare Dilemma der Interviewsituation

Hopf, die wiederholt auf die systematischen Probleme in der Situation der Datenerhebung aufmerksam gemacht hat (z. B. 1978; 1979; 1983), geht von der dem interpretativen Paradigma inhärenten Bedingung aus, den befragten Subjekten einen weiten Artikulationsspielraum zu eröffnen, in dem diese ihre Erfahrungen, Deutungen und Interpretationen darlegen können. Aus dieser Bedingung resultiert

Diese bewußte Zurücknahme zielt darauf ab, eine nach den Relevanzsetzungen des Befragten organisierte Erzählung zu gewinnen, die durch Einzelfragen und Äußerungen des Interviewers eben nicht mitstrukturiert ist. Vielmehr konstituiert sie sich gleichsam als singuläre Leistung des Erzählers, der einem "dreifachen Zugzwang des Erzählens" folgt. Das Wirksamwerden dieser Zugzwänge wiederum findet nur auf der Grundlage des richtigen Interviewerverhaltens statt und gewährleistet nach Schütze, daß das berichtete Geschehen den tatsächlich stattgehabten Ereignissen entspricht. Eine "Phase narrativer Nachfragen" erlaubt dem Interviewer, nach Abschluß der Hauptidee Fragen zu formulieren, die sich auf bereits vom Erzähler als relevant markierte Aspekte beziehen, um so "neue narrative Sequenzen zu Darstellungsbereichen hervorlocken (zu können), die bisher nicht genügend oder überhaupt nicht ausgeführt wurden" (Schütze 1982, S. 570) - um also trotz der präferierten Relevanzsetzung durch den Erzähler die Forschungsfragestellung verfolgen zu können.

Dabei ergeben sich nun Fragen, die die konkrete Erhebungssituation des narrativen Interviews betreffen: Fragen nach der aktuellen Beziehung zwischen Interviewer und Erzähler und nach der Möglichkeit eines trotz ordnungsgemäßer Durchführung wirksamen Einflusses des Interviewers auf die Erzählung. Diese liegt sicherlich auch bei weitestgehender verbaler Zurückhaltung des Interviewers vor - aus der Experimentalpsychologie sind zahlreiche Untersuchungen bekannt, die den Einfluß auch kleinster verbaler und nonverbaler Äußerungen auf das Erzählverhalten belegen (zusammenfassend Tausch 1968, S. 33f.). Berücksichtigt man ferner die schlichte Tatsache, daß man nicht nicht-kommunizieren kann (z. B. Watzlawick et al. 1972, S. 50f.), beginnt die Möglichkeit, eine allein nach den Relevanzsetzungen des Befragten organisierte Erzählung zu gewinnen, zweifelhaft zu werden.

Probleme verbinden sich auch mit der Haltung des "Hervorlockens", die schon in den dem Interview vorausgehenden Verhandlungen gefordert ist: für die Gewinnung eines Erzählpartners soll gerade soviel über das interessierende Thema preisgegeben werden, daß dessen Bereitschaft zur Teilnahme geweckt wird. Im Verlauf des Interviews soll dann der Themenzusammenhang ausgebaut werden zu einer "vom Erzähler unerwarteten und unbeabsichtigten Totalisierung auf einen größeren Ereigniszusammenhang" (Schütze 1982, S. 574; Hervorhebung H.W.). Bemerkte der Erzähler im Laufe seines Berichts, daß er sich allmählich in die Zugzwänge verstrickt - also erzählt, was er eigentlich gar nicht erzählen wollte - versucht

das Grundproblem des qualitativen Interviews, daß zum einen eine weitgehend "natürliche" oder alltägliche Gesprächssituation hergestellt werden sollte, die spontan Äußerungen zulassen soll, in der zum anderen aber auch das spezifische Interesse des Forschers Niederschlag finden soll. Dieses Problem der "gesteuerten Spontanität" geht mit Verunsicherungen bei beiden Interakteuren einher, wie weit sie sich in der Gespräch einbringen dürfen, wie Distanzen auszubalancieren sind, in welchem Maße der thematische Rahmen verlassen werden darf usw. Die Bewältigung solcher Verunsicherungen wird je nach den persönlichen Kompetenzen und Erfahrungen der Beteiligten besser oder schlechter gelingen - sie findet aber ständig statt. D.h. aber für den Interviewer, daß er das Gespräch überhaupt nur unter der Voraussetzung führen kann, persönliche Handlungskompetenzen einzusetzen. Setzt er diese subtil genug ein, wird ihm ein "gutes" Interview gelingen; setzt er sie zu wenig sensitiv ein, kann er den Artikulationsspielraum des Befragten empfindlich begrenzen und damit die Grundansprüche an das qualitative Interview behindern.

Beide Varianten bilden aber nur unterschiedliche Grade des zentralen Problems, sich als Interviewer zugleich engagieren und zurückhalten zu müssen, "Spontanität zugleich zu entwickeln und in einem Akt der bewußten Zurücknahme zu kontrollieren" (Hopf 1978, S. 107). D. h. das zentrale Dilemma des qualitativen Interviews ist es, Gespräch im emphatischen Sinne sein zu wollen und zugleich Befragung, zugleich offen und restriktiv. Dieses Dilemma entsteht aber erst auf der Grundlage der Übernahme von methodischen Standards der quantitativen Befragung - trotz völlig unterschiedlicher Ansprüche an die Reichweite und den Charakter der zu erhebenden Daten wird die Neutralitätsdoktrin unbefragt fortgeschrieben.

Besonders deutlich wird das an den Forschungsregeln des narrativen Interviews (Schütze 1977; 1982), obwohl gerade dies ja meist als Paradebeispiel offener Befragungskonzepte betrachtet wird. Zentral ist hier die methodische Anweisung, daß der Interviewer im ersten Teil des Gesprächs, der Anfangs- oder Haupterzählung, sich nach der Formulierung einer "Eingangsfrage mit narrativer Generierungskraft" (Schütze 1982, S. 270) weitestgehend zurückhält und allenfalls die in Gang gesetzte Erzählung durch Kopfnicken und Zustimmung ("mhm, mhm") ermuntert.

er nach Schütze auf zweierlei Weise auszuweichen: indem er in einen allgemeinen Diskurs übertritt oder indem er Sprechpausen zur Redeübernahme durch seinen Gesprächspartner anbietet (vgl. Schütze 1982, S. 578). Es ist nun Aufgabe des Interviewers, geschickt auf eine Wiederaufnahme narrativen Sprechens hinzusteuern, den Befragten also am Ausweichen zu hindern.

Ob aber nicht gerade die Ausweichmanöver des Erzählers zu seiner Relevanzsetzung zu zählen sind und die gleichen künstlich und eben vom Interviewer generierten Sequenzen den authentischen Status beanspruchen können, der ihnen von Schütze beigelegt wird, bleibt mir eine offene Frage. Auf keinen Fall würde ich Positionen folgen können, die im narrativen Interview "die Prinzipien egalitärer Kommunikation beachtet" sehen (Hoffmann-Riem 1980, S. 360) - das Gegenteil ist der Fall. Schon die "hervorlockende" Haltung und der ganze investigative Gestus des Narrativismus verorten den Forscher ähnlich wie im Experiment auf der "sicheren Seite" des kontrollierenden Beobachters: normierte Bedingungen werden sichergestellt, der Proband verhält sich diesen Bedingungen entsprechend, die Reliabilität der Daten ist gewährleistet. Diese Form von Kontrolle schlägt aber dort, wo es um die Erhebung subjektiven Materials geht, in Unkontrolliertheit um: so könnte man z. B. spekulieren, ob nicht die Verstrickung des Erzählers in die Zugzwänge stressinduzierend wirkt und die Qualität der Erzählung substantiell beeinträchtigt. Dann wird auch problematisch, welchen Status die Ausweichmanöver haben: gehen sie auf Problemfelder innerhalb des berichteten Geschehens zurück oder sind sie situativ bedingt? Welche Folgen zeitigen in dieser Sicht die Steuerungsmanöver des Interviewers? Was sind objektiv seine Kriterien, sie einzusetzen?

Oberdies wäre ich mir nicht sicher, ob nicht der Befragte ebenso listig wie der hervorlockende Forscher diesem fiktive Geschichten erzählen könnte, was der gerade in seiner Gewißheit über die Einhaltung der Regeln gar nicht zu durchschauen, letztlich gar nicht zu erwägen vermag. In diesem Zusammenhang wären auch Probleme der Rollenkomplementarität zu beachten (vgl. Devereux 1973, S. 267f.; Hopf 1978, S. 110). Daneben gibt es noch andere Faktoren, die die Relevanzsetzungen des Erzählers tangieren: der Ausnahmecharakter der Erzählsituation, die Erwartungen, die der Befragte darüber hat, was der Interviewer wissen möchte (vgl. z. B. Bahrdt 1982; Fuchs 1980, S. 342), die vorsätzliche Nicht-Einhaltung der Situationsaushandlung durch den Interviewer, die Unsicherheit über die gegenseitigen Rollenzuweisungen (vgl. Buchmann & Gurny 1984, S. 776f.) u.a.m..

Die Interviewsituation wird also durch eine Reihe methodisch produzierter Unwägbarkeiten beeinträchtigt, angesichts derer die postulierte Rekonstruktivität der Erzählung fragwürdig wird. Insgesamt scheint es so zu sein, daß - ähnlich wie in Oevermanns Konzeption - eine theoretische Setzung, nämlich die der mit bestimmten Forschungsregeln sichergestellten Homologie von Erzählung und Erfahrung, zur Blindheit gegenüber den sozialen Konstitutionsbedingungen der Erzählung führt. Die Organisation der Erzählung orientiert sich nach Schützes Auffassung an einer rein immanenten Erzähllogik, die gegenüber der Erzählsituation - Anlaß, Dauer, Raum, Personen usw. - gleichsam autonom ist (vgl. Bude 1985, S. 331). Insofern verwundert es kaum, wenn Oevermann et al. das narrative Interview als einziges adäquates Instrument der Erzählgenerierung betrachten (vgl. 1980, S. 19).

Festzuhalten bleibt, daß sich am prinzipiellen Dilemma der Interviewsituation auch im narrativen Interview nichts verändert - in mancherlei Hinsicht scheinen sich die Probleme eher zu vergrößern. Die zugrundeliegende Konzeption ist wiederum die von Beobachter und Objekt - der dyadische Charakter der Datenproduktion bleibt weiter unbeachtet. Dabei kommt es mir auf die "Egalität" zwischen Forscher und Erzähler (in der etwa Hoffmann-Riem eine zentrale Bedingung für das Gelingen des narrativen Interviews sieht) überhaupt nicht an. Die Aufhebung des "unaufhebbaren Dilemmas" scheint mir nicht in der Egalisierung der Kommunikation zu liegen (was hat übrigens Egalität mit Datenqualität zu tun?), sondern in der Anerkennung dessen, daß man es im Interview mit einer sozialen Beziehung zu tun hat, die schon von der Logik ihres Zustandekommens notwendig nicht-egalitär ist, und aus deren Unegalität ebenso notwendig Fehler, Effekte und Störungen resultieren.

3. Verschärfung des Dilemmas und ein Konzept für seine Aufhebung

Die Interviewbeziehung ist sozial asymmetrisch, weil das ihr zugrundeliegende Interesse verschieden ist - und sie ist besonders dann alles andere als egalitär, wenn der Forscher methodisch versucht, sie so erscheinen zu lassen, etwa durch Nicht-Eingreif-Regeln, Haltungsanweisungen u. ä. Nun sind aber auch die Interaktionen im Alltag nur selten egalitär - weder in der Wissenschaft, noch in der Familie, noch in der Fabrik. Von daher wäre zu klären, worin eigentlich der Nutzen der von qualitativen Forschern intendierten Veralltäglichen der

Forschungssituation liegt. Genaugenommen ist sie ja gerade in ihrer asymmetrischen Gestalt alltäglich: Wodurch unterscheidet sich denn die Interaktion zwischen einem Sozialforscher und einem arbeitslosen Industriearbeiter logisch von dessen Gesprächen mit seinem Sachbearbeiter im Arbeitsamt, seinem Hausarzt, seinem Vermieter oder mit dem Soziologieprofessor, der ihm eine Beule ins Auto gefahren hat? Man wäre doch viel dichter an den subjektiven Interpretationen, die in "alltäglicher" Interaktion emergieren, würde man die Situation von vornherein als alltägliche anerkennen, d. h. die Auswertung daran orientieren, wie ein Befragter dieses oder jenes Verhalten, diese oder jene Erfahrung einem Sozialwissenschaftler schildert, und nicht daran, wie er sie schildern würde, wenn er mit einem fiktiven Alltagspartner sprechen würde.

Unter dieser Voraussetzung würde der Forscher aber noch stärker als bisher seine Rolle rekurrieren (können), was ja von Hopf als dysfunktional markiert wurde, weil die "spontane Integration von Elementen der Wissenschaftler-Rolle" (1978, S. 114) den Befragten darin beeinflusst, was und wie er erzählt. Das Problem der Effekte und Verzerrungen stellt sich also nochmal schärfer. Ich möchte nun zeigen, wie diesem Problem mit Hilfe der psychoanalytischen Epistemologie beizukommen ist - zunächst am Beispiel der Ethnopschoanalyse.

Der eigentliche Beginn der Ethnopschoanalyse wird (nach frühen Ansätzen bei Rôheim (1932) in den Untersuchungen von Parin, Morgenthaler und Parin-Matthey (1963; 1978) gesehen (vgl. Zinser 1984). Die Autoren gehen von einer transkulturellen Gültigkeit der Triebanlagen aus, setzen allerdings umweltspezifische Gegenkräfte zu diesen Triebanlagen voraus, die in die Analyse einbezogen werden müssen. Entsprechend versuchen sie, mit Angehörigen schon weitgehend erforschter Kulturen psychoanalytische Gespräche zu führen, wobei sie grundsätzlich vermeiden, Fragen zu stellen - es soll den Gedanken der Analysanden gefolgt werden. Die Leistung des ethnopschoanalytischen Ansatzes liegt nun im konsequenten Rückbezug der Analyse der Stammesgesellschaft auf die Analyse der Herkunftsgesellschaft des Ethnologen. Das Medium der Analyse ist also die Relation Forscher/Erforschte, methodisch zunächst der Forscher selbst. Parin weist diesem Vorgehen einen soziologischen Status zu, indem er die Anpassungsleistung, die die Gesellschaft dem Individuum abfordert, als Konflikt betrachtet, der sich über Rollenzuweisungen und Identifikationen im Ich lokalisiert. Dieser Konflikt enthält "alle gesellschaftlichen Konflikte und Widersprüche, die je zur Bildung eines Rollenstereotyps oder (...) zur Bildung der Ideologie einer

Rolle Anlaß gegeben haben. (...) Der Widerspruch in der Gesellschaft ist zum Widerspruch im Subjekt geworden." (Parin 1978, S. 120)

Die Analyse dieses Widerspruch erfolgt als "Pendelbewegung zwischen der Analyse der eigenen und derjenigen der fremden Kultur", wie Erdheim programmatisch formuliert (1982a, S. 34). Sie versucht, die Analyse der eigenen Erfahrungen zu der der Erfahrungen der untersuchten Subjekte in Beziehung zu setzen. Bei Erdheim wird so zum einen die erkenntnistheoretische Dimension der Ethnopschoanalyse als "Pendelbewegung des Erkennens" (1982b, S. 13) deutlich, zum anderen verändert sich die Position des beobachtenden Subjekts: es selbst wird zum Gegenstand der Untersuchung. Erst aus der analysierten Beziehung seiner selbst zur fremden Kultur lassen sich relevante Aussagen über das Beobachtete machen. Gerade die Verständnisbarriere wird zum Ansatzpunkt der Methode: die Dynamik ethnopschoanalytischer Gespräche "wird vor allem durch die kulturelle Unterschiedlichkeit der Partner vorangetrieben. (...) Sich in diesen Prozeß einzulassen bedeutet, daß man sich ebenso über die eigene kulturelle Geprägtheit wie über diejenige des Partners bewußt werden muß" (Erdheim 1982a, S. 33). Dieser Erkenntnisprozeß wird geleistet nicht nur durch die Befreiung der Untersuchten aus dem Objektstatus zu Subjekten der Analyse, sondern - und dies ist zentral für unsere Fragestellung - auch durch die "Wiedereinführung des Beobachters" in die Untersuchungssituation, "und zwar nicht als Quelle einer bedauerlichen Störung, sondern als wichtige, ja sogar unverzichtbare Quelle relevanter (...) Daten" (Devereux 1973, S. 52).

4. Von der Störung zum Datum

Devereux geht in "From Anxiety to Method in the Behavioral Science" (deutsch 1973) davon aus, die Wirksamkeit verschiedenster Störungen im Forschungshandeln nachzuweisen und diskutiert diese an Beispielen eigener wie fremder Feldforschung und psychoanalytischer Praxis. Mit Hilfe dieser Beispiele bestimmt er den Charakter der Störungen und weist nach, daß sie notwendig in jeder Forschungssituation auftauchen. Ursache dieser Störungen (oder besser der Neigung, sie als Störungen zu begreifen), ist die schlichte Tatsache, daß in der Sozialforschung das Untersuchungsobjekt mit dem Untersuchungssubjekt konvergiert: beide gehören der menschlichen Gattung an. Insofern handelt - zumal der interpretative - Sozialforscher, wenn er sein Objekt beobachtet und analysiert, immer auch über

sich selbst (vgl. Devereux 1973, S. 17). Die partielle Überschneidung von Objekt und Beobachter ist Ursache dafür, daß sozialwissenschaftliche Daten Angst erregen können, und zwar beim Forscher selbst.

Diese Angst wirkt störend auf den Vorsatz, sich affektiv neutral und kontrolliert dem Untersuchungsobjekt gegenüber zu verhalten, und wird nach Devereux in aller Regel so behandelt, daß methodische Anweisungen geschaffen werden, Filter, die zwischen Forscher und Objekt geschoben werden, um die Verzerrungen zu korrigieren. Da aber diese Filter nicht nur die Funktion wissenschaftlicher Kontrolle erfüllen, sondern zugleich der Angstabwehr dienen (vgl. Devereux 1973, S. 124f.), schlägt der Versuch der Kontrolle in Unkontrolliertheit zurück. Der korrigierende Filter verschiebt den suchenden Blick nach der Quelle der Störung vom Forscher weg auf das Unzureichende seiner Instrumente.

Dabei ist aber gerade das subjektive Involvement beider Beteiligten von konstitutiver Bedeutung für die Daten. Werden die Schwierigkeiten in der Weise zu beheben versucht, daß ein dynamischer Austauschprozeß auf einer Seite objektiviert, d. h. stillgestellt wird, werden letztlich Modalitäten korrigiert, die "die bezeichnenden Schwierigkeiten dieser Wissenschaft sind" (Devereux 1973, S. 19). Diese Schwierigkeiten sind dem Subjekt als Gegenstand der Wissenschaft ebenso inhärent wie dem Wissenschaftler, der nolens volens subjektiv beteiligt ist und seiner Forschung, sofern sie mit subjektiven Daten arbeitet. Unter dieser Prämisse erscheint es Devereux als Fundamentalfehler, die Konstitutionsbedingungen der Daten nicht systematisch zu reflektieren, sondern im Gegenteil systematisch aus dem Untersuchungskontext zu entfernen.

Zurückzuführen sind die "bezeichnenden Schwierigkeiten" auf die Reziprozität von Beobachter und Objekt - nicht nur der Beobachter beobachtet das Objekt, sondern dieses macht seinerseits Beobachtungen am Forscher und verhält sich entsprechend seiner Interpretation dieser Beobachtungen. Deshalb ist es notwendig, die Vorstellung aufzugeben, "die Grundoperation (...) sei die Beobachtung eines Objekts durch einen Beobachter. An ihre Stelle muß die Vorstellung treten, daß es um die Analyse der Interaktion zwischen beiden geht, wie sie in der Situation stattfindet, in der beide zugleich für sich Beobachter und für den anderen Objekt sind" (Devereux 1973, S. 309). Dies bedeutet in der Konsequenz, daß der einzige logische Unterschied zwischen Forscher und Erforschtem darin besteht, daß letzterer Aussagen macht, während ersterer auch Aussagen über Aussagen macht.

Die Tatsache der immer gegebenen reziproken Beobachtung wird reflektiert und methodisch gewendet, indem eine operationale Differenzierung zwischen Beobachter und Objekt vorgenommen wird. Diese legt fest, "welcher von beiden auf relevante Weise welche Art von Aussagen machen kann" (1973, S. 310).

Das heißt, daß analytische Aussagen und Beobachtungen des Forschers nicht als Rohdaten in seine Auswertung eingehen, wohl aber die Aussagen und Beobachtungen, die er innerhalb der Interaktion macht - ebenso wie die Beobachtungen, die das Objekt am Beobachter macht. Diese gehen etwa als situationsspezifische Erzählung in die Interaktion ein - worauf wiederum der Forscher reagiert und seine Beobachtungen entsprechend organisiert, also auf das Erzählte hin Fragen stellt usw. Die Interaktionsbeziehung ist hinsichtlich der Reziprozität der Beobachtung symmetrisch: alles was sich innerhalb dieser Symmetrie abspielt, geht als Rohdatum in die Auswertung ein. Somit werden Fehler, Ängste, neurotische Störungen des Interviewers nicht zum Verschwinden gebracht, sondern als relevante Daten behandelt. Auf diese Weise wird der Interaktionsprozeß, die Beziehung, die ihn konstituiert und definiert, Gegenstand der Auswertung, und nicht nur der eine Teil, der per definitionem beobachtet wird.

Möglich wird dies durch die Inanspruchnahme des Modells der Gegenübertragung. Übertragung bezeichnet die Aktualisierung unbewußter Wünsche an Objekte, die in der analytischen Situation vom Patienten auf den Analytiker übertragen werden; es wird ein bestimmter Beziehungstypus, den der Analysand früher kennengelernt hat, in der analytischen Situation reaktualisiert und der Analytiker wird zum Objekt unbewußter Wünsche und Triebregungen. Nun tritt aber fast gleichzeitig mit der Übertragung eine Gegenübertragungsreaktion beim Analytiker auf, weil dieser ja affektiv auf die sich auf ihn richtenden Übertragungen reagiert. Diese Reaktion beschränkt sich "nicht auf die affektiv negativen oder positiven Wirkungen (im Analytiker) (...), die durch die Übertragungen hervorgerufen werden", sondern bezieht "alle seelischen Abläufe des Analytikers (ein), die nicht nur durch das Material des Patienten, sondern auch durch seine Lektüre oder seine Diskussionen mit Kollegen beeinflusst werden" (Green 1975, zit. nach Janssen 1979, S. 141f.). Mit einem so gefaßten Gegenübertragungsmodell kann der soziale und affektuelle Kontext, in dem der Analytiker steht, miterfaßt werden und dessen Einfluß auf die Erhebungssituation mitreflektiert werden.

Gegenstand der analytischen Arbeit ist also zunächst die jeweilige Gegenübertragungsreaktion, was praktisch etwa so aussieht, daß der Analytiker gleichzeitig mit dem kognitiven Erfassen einer irrationalen oder unangemessenen Aussage des Analysanden eine affektive Reaktion erlebt - eine Assoziation oder eine Phantasie. Diese stellt sich in der sozialwissenschaftlichen Forschungssituation als besagte Störung oder als Forschereffekt dar. Am Beginn einer sozialwissenschaftlich-hermeneutischen Textinterpretation stünde also nach einem solchen Konzept eine Störungsanalyse, oder allgemeiner gesagt: eine Ereignisanalyse der stattgehabten Interaktion.

Exkurs: Kurze erkenntnislogische Betrachtung

Kommen wir zurück auf die Erkenntnislogik der Interpretation. Die grundsätzliche Komplikation des hermeneutischen Sinnverstehens liegt ja darin, daß der Interpret sich im Akt der Interpretation auf der Regelebene des zu interpretierenden Textes selber bewegt. Wie HABERMAS sagt, konstituiert "der Objektbereich der Geisteswissenschaften (...) sich nicht erst unter den transzendentalen Bedingungen der Methodologie der Forschung, er wird als konstituiert bereits vorgefunden (...) der Interpret bewegt sich, nachdem er in seiner Muttersprache sozialisiert und zum Interpretieren überhaupt angeleitet worden ist, nicht unter transzendentalen Regeln, sondern auf der Ebene transzendentaler Zusammenhänge selber (HABERMAS 1968, S. 298). Damit stellt sich allerdings das Problem, wie das interpretierende Subjekt im Akt der Interpretation diese Regelebene gleichsam verlassen kann, um mit seinen interpretierenden Aussagen zu Aussagen über Interpretationen gelangen zu können. DEVEREUX illustriert dieses Problem mit dem Epimenides-Paradoxon: "Epimenides, der Kreter, sagt: 'Alle Kreter sind Lügner.' Wenn das wahr ist, lügt auch er; infolgedessen ist, was er sagt, unwahr. Aber in diesem Fall lügen die Kreter nicht immer; seine Aussage könnte deshalb wahr sein; infolgedessen, da er ein Kreter ist, lügt er, etc. ad infinitum" (DEVEREUX 1978, S. 101). Das Paradoxon ist, wie RUSSEL in den Principia Mathematica entwickelt hat, logisch dadurch zu lösen, daß der Status der Aussagen differenziert wird: Eine Aussage über alle Aussagen kann auf sie selbst nicht wieder angewendet werden. D. h. Epimenides spricht, wenn er sagt, daß alle Kreter lügen (Aussage zweiter Ordnung), nicht als Kreter, sondern als Beobachter kretischer Bräuche (Aussage erster Ordnung) - wenn man will als Ethnograph seiner selbst als Kreter.

Bezogen auf die Interviewproblematik bedeutet diese logische Differenzierung, daß dem Forscher wie dem Befragten gleichermaßen reziproke Wahrnehmungen und Aussagen über diese gestattet sind, daß aber der Ort festgelegt wird, an dem der Forscher auf analytisch relevante Weise Aussagen machen kann über das, was er wahrnimmt. Nicht zufällig bezieht sich HABERMAS wie DEVEREUX auf die Gegenübertragungsreaktion: deren Analyse erfolgt als selbstreflexiver Prozeß, mit dessen Hilfe der Analytiker in die Lage versetzt wird, über sich selbst als Interakteur, d. h. als Textproduzent Aussagen zu machen - damit aber über den Zusammenhang, in dem Aussagen in bestimmter Weise produziert werden. Deshalb ist die Psychoanalyse für die interpretative Sozialforschung epistemologisch relevant: "als das einzige greifbare Beispiel einer methodisch Selbstreflexion in Anspruch nehmenden Wissenschaft" (HABERMAS 1968, S. 262). Damit ist aber

zugleich die Voraussetzung gegeben, Deutungen und Aussagen nicht nur als intentionales Sprechen der Interakteure zu verstehen, sondern vielmehr die Einstellungen, Störungen, Fehler als Indikatoren eines latenten Sinns zu begreifen, als Rohdaten zu behandeln und zu interpretieren. Die Analyse latenter Sinnstrukturen erkennt jetzt aber das dynamische Produktionsverhältnis des Textes an und begibt sich erkenntnislogisch auf einen anderen Standpunkt als die objektive Hermeneutik. Die Inanspruchnahme der psychoanalytischen Methode ist bei OEVERMANN et al. nur halb vollzogen - nämlich nur auf der Ebene, daß nicht-intentionale Bedeutungen rekonstruiert werden. Die erkenntnistheoretisch viel bedeutsamere Analyse der Gegenübertragungsreaktion wird übersprungen: die präntendierte "Affinität der objektiven Hermeneutik zum praktischen Deutungsverfahren der Psychoanalyse" (OEVERMANN et al. 1979, S. 383) besteht gerade nicht. Die Interpretation verbleibt auf der Ebene des zu Interpretierenden selber.

5. Hinweise zur methodischen Umsetzung

Die Entwicklung eines Verfahrens, das sich aus dem bis hierher Diskutierten ableiten würde und die Bestimmung seiner Reichweite als sozialwissenschaftliches Verfahren kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht geleistet werden. Einige eher impressionistische Hinweise mögen aber schon hier zeigen, welches Erkenntnispotential im Einbezug der Interviewerdiskurse in die Rohdaten liegen kann.

Für die Phase der Erhebung läßt sich zunächst sagen, daß das Problem der Restriktivität in dem Moment aufgehoben ist, wo die Reziprozität der Interaktionsbeziehung anerkannt wird; der Interviewer wird vom Rollenkonflikt entlastet und kann das Interview als Gespräch im emphatischen Sinne gestalten, ohne befürchten zu müssen, gegen die impliziten und expliziten Pflichten seiner Forscherrolle zu verstoßen. Hierzu ein kurzes Beispiel: In einem Interview mit einem Naturwissenschaftler geht es um dessen Bildungsbiographie. Im Zusammenhang seiner Studienwahlentscheidung gibt er dem Interviewer eine einigermaßen provokative Aufforderung, seinerseits etwas über die eigene Studienbiographie zu erzählen: "... das hat jeder mal, so ne Phase, wo man denkt, man ist der geborene Psychologe oder (lacht) der geborene Soziologe. Vielleicht bist du ja niemals rausgekommen?" Der Interviewer antwortet: "Obwohl ...dazu kann ich nur sagen, daß ich eigentlich auch nicht, als ich angefangen hab zu studieren, nicht daran gedacht habe, Soziologe zu werden" und schließt einen längeren bildungsbiographischen Diskurs an, der vom Befragten mehrmals durch Zwischenfragen unterbrochen und spezifiziert wird. Der Interviewer verweist also darauf, daß er den Aufforderungscharakter der Befragtenäußerung verstanden hat ("dazu kann ich nur sagen") und sich jetzt darauf einlassen wird. Die folgende Sequenz wird also als "außerhalb des eigentlichen Verlaufs stehend" thematisiert

und insgesamt von beiden Teilnehmern die Möglichkeit geschaffen, die Interviewsituation aktuell umzukehren. Dies entlastet nicht nur den Interviewer von der Bewältigung des Problems, das entstanden wäre, wenn er die Aufforderung zurückgewiesen hätte, sondern auch den Befragten von den Zugzwängen des Erzählens. Ihm ist die Möglichkeit gegeben, die Rolle zu wechseln und etwas über sein Gegenüber zu erfahren. Seine Zwischenfragen haben jeweils auch kommentierenden Charakter ("Bei dir ist das genau umgekehrt, was?") - was einerseits auf die metakommunikative Dimension der Sequenz verweist, zum anderen für die Auswertung höchst relevante Daten abgibt.

Pragmatisch betrachtet verweist diese Situationsumkehrung auf die Bedeutung des gerade verhandelten Themas - die Reziprozität wird vom Befragten ja regelrecht eingefordert. Die Einlösung dieser Forderung gibt ihm dann Raum, kommentierend allgemeine Informationen über seine eigene Auffassung zu geben ("Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß jemand so wie so'n Schachbrett so seinen Lebensweg schon vorprogrammieren kann") - womit die Reichweite dieser Interviewsequenz tangiert ist (Einordnung der eigenen Bildungsbiographie, Deutungsmuster, Handlungsstrategien). Nach Reziprozitätsnormen ist er überdies implizit verpflichtet, nach dem Interviewdiskurs sehr spezifisch auf die eigene Entwicklung einzugehen - was nach einer erneuten Situationsumkehrung dann auch geschieht.

Der gemeinsam vorgenommene und thematisierte Aushandlungs- und Definitionsprozeß produziert also schon situativ gegenüber der "klassischen" Interviewsituation, in der das Verhalten des Interviewers als eindeutiger Regelverstoß zu gelten hätte, einige Vorteile. Auf der Ebene der Auswertung schlägt sich die Anerkennung der Reziprozität ebenfalls produktiv nieder, wenn man den pragmatischen Prozeß des Interviews systematisch analysiert und ein Ereignisgerüst des Gesprächs bzw. ein Diagramm seiner Dynamik aufstellt.

Das Ereignisgerüst dokumentiert ohne jede inhaltliche Interpretation den Bedeutungscharakter einzelner Interviewpassagen - "Störungen" wie pragmatische Konflikte und ihre Aushandlung, explizit metakommunikative Passagen, Versprecher, syntaktische Schwierigkeiten, gemeinsame Nicht-Thematisierungen u. ä. geben dabei jeweils Indikatoren für die Wichtigkeit und Problematik der jeweiligen Passagen ab (Störungsanalyse). Wenn man versucht, ein Ereignisgerüst anhand solcher Indikatoren zu entwickeln, wird man schnell überrascht sein, wie oft im Interview über das Interview gesprochen wird - d. h. über die Situation und

die soziale Beziehung, die es ist. Das geht vom einfachen "Nicht wahr?" als Feedback-Forderung über inhaltliche Rückversicherungen ("Hörst du das von anderen auch?"), Qualifizierungen des Gesagten ("Das ist jetzt ganz persönlich") bis hin zu expliziten Situationsaushandlungen (Befragter: "Das hat damit nichts zu tun mit dem Interview, finde ich!" Einige Auseinandersetzungen, dann sagt der Interviewer: "Also, ich will jetzt einfach mal so phantasieren, warum ich glaube, daß das sehr wohl was mit dem Interview zu tun hat:" und wird vom Befragten unterbrochen: "Ja also der Groschen ist bei mir auch gefallen.").

Das mit Hilfe der Störungsanalyse rekonstruierte Ereignisgerüst dokumentiert gleichsam nominal und additiv die Zentralereignisse des Interviews; die genauere Betrachtung der Interaktionsdynamik kann zusätzlich sozusagen ordinal die Wichtigkeit einzelner Ereignisse zu bestimmen versuchen und zugleich - da kommunikatives Handeln eben Handeln ist - Aufschluß über Problemlösungsstrategien, Konfliktvermeidungsstrategien, situatives Handeln auch in anderen Situationen als in der des Interviews geben. In diesem Sinne wäre also nicht - wie bei Schütze - Erzählinhalt und tatsächliches Geschehen homolog zu setzen, sondern die Frage zu stellen, inwieweit das Handeln im Interview dem Handeln außerhalb des Interviews entspricht.

In diesem Sinne wäre dann das berichtete Geschehen systematisch mit dem Erzählhandeln zu korrelieren - oder anders gesagt: zu klären, inwieweit die sich pragmatisch und situativ zeigenden Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen auch in der inhaltlichen Interpretation der eigentlichen Erzähldaten aufzufinden sind. Mit Störungsanalyse, Ereignisgerüst und pragmatischer Handlungsanalyse ist den Interpreten jenseits der bloßen kommunikativen Validierung gleichsam eine Korrelationsmatrix gegeben, mit deren Hilfe sie ihre Interpretationen verifizieren oder falsifizieren können. Für den inhaltlichen Interpretationsprozeß halte ich dann die sequentielle Feinanalyse, wie sie OEVERMANN et al. entwickelt haben, für nach wie vor sehr praktikabel, wobei freilich zur Vermeidung unendlicher Analysen jeweils am Forschungsgegenstand zu klären wäre, welche Reichweite die Interpretation tatsächlich erreichen soll (vgl. als Beispiel MATHES 1988).

Insgesamt bedeutet die Betrachtung des Interviews als Ganzes - d. h. in seiner dyadischen Konstitutionslogik - im geringsten Fall die Gewinnung zusätzlicher höchst relevanter Daten; in deren konsequenter Analyse und Zusammenführung liegt aber zugleich auch die Möglichkeit, solide Verifikationskriterien zu entwickeln und die Validität der Interpretationen zu sichern.

LITERATUR:

- BAHRDT, H.P., 1982: Identität und biographisches Bewußtsein, in: BREDNICH, R. W., LISFELD, H., MOSER, D. & RÜHRICH, L. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg: Deutsche Gesellschaft für Volkskunde, S. 18-45
- BUCHMANN, M. & GURNY, R., 1984: Wenn Subjektivität zum Subjektivismus wird ... Methodische Probleme der neueren soziologischen Biographieforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, S. 773-782
- BUDE, H., 1982: Text und soziale Realität, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 2, S. 134-143
- BUDE, H., 1985: Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkung zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, S. 327-336
- BUNGARD, W. (Hg.), 1980: Die gute Versuchsperson denkt nicht. Artefakte in der Sozialpsychologie. München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg
- DEVEREUX, G., 1973: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Hanser
- DEVEREUX, G., 1978: Etnopschoanalyse. Die komplementaristische Methode in den Wissenschaften vom Menschen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ERDHEIM, M., 1982a: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- ERDHEIM, M., 1982b: Psychoanalyse für Gesunde, Gespräch mit Mario ERDHEIM, in: Das Fremde verstehen. Gespräche über Alltag, Normalität und Anormalität mit G. DEVEREUX u.a. Frankfurt/M., Paris: Qumram
- ESSER, H., 1986: Können Befragte lügen? Zum Konzept des "wahren Wertes" im Rahmen der handlungstheoretischen Erklärung von Situationseinflüssen bei der Befragung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38, S. 314-336
- FUCHS, W., 1980: Möglichkeiten der biographischen Methode, in: NIETHAMMER, L. (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der "Oral History". Frankfurt/M.: Syndikat
- HABERMAS, J., 1968: Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- HOFFMANN-RIEM, Chr., 1980: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32, S. 339-372
- HOPF, Chr., 1978: Die Pseudo-Exploration - Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie 7, S. 97-115
- HOPF, Chr., 1979: Soziologie und qualitative Sozialforschung, in: HOPF, Chr. & WEINGARTEN, E. (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Stuttgart: Klett, S. 11-37
- HOPF, Chr., 1983: Probleme der Auswertung qualitativer Daten, Manuskript, Berlin

JANSSEN, P.L., 1979: Aspekte der Intervention und Interpretation in der Psychoanalyse, in: SOEFFNER, H.G. (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart: Metzler, S. 140-152

KÖCHLER, M., 1980: Qualitative Sozialforschung. Modetrend oder Neuanfang? in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32, S. 373-386

MATHES, R., 1988: "Quantitative" Analyse "qualitativ" erhobener Daten? Die hermeneutisch-klassifikatorische Inhaltsanalyse von Leitfadengesprächen, in: Zuma-Nachrichten, Nr. 23, S. 60-78

OEVERMANN, U., 1976a: Programmatische Überlegungen zu einer Theorie der Bildungsprozesse und zur Strategie der Sozialisationsforschung, in: HURRELMANN, K. (Hg.): Sozialisation und Lebenslauf, Empirie und Methodik sozialwissenschaftlicher Persönlichkeitsforschung. Reinbek: Rowohlt, S. 34-52

OEVERMANN, U., 1976b: Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion, in: AUWARTER, M. (Hg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 371-403

OEVERMANN, U., ALLERT, T., KONAU, E. & KRAMBECK, J., 1979: Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: SOEFFNER, H.G. (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart: metzler, S. 352-434

OEVERMANN, U., ALLERT, T. & KONAU, E., 1980: Zur Logik der Interpretation von Interviewtexten. Fallanalyse anhand eines Interviews mit einer Fernstudentin, in: HEINZE, Th., KLUSEMANN, H.W. & SOEFFNER, H.G. (Hg.): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Bensheim: pädex, S. 15-69

PARIN, P., 1978: Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien, Frankfurt/M.: Syndikat

PARIN, P., MORGENTHALER, F. & PARIN-MATTHEY, G., 1963: Die Weißen denken zu viel, München: Hanser

PARIN, P., MORGENTHALER, F. & PARIN-MATTHEY, G., 1978: Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst, Frankfurt/M.: Suhrkamp

REICHERTZ, J., 1988: Verstehende Soziologie ohne Subjekt? Die objektive Hermeneutik als Metaphysik der Strukturen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40, S. 207-222

ROHEIM, G., 1932: Die Psychoanalyse primitiver Kulturen. In: Imago Bd. 18, S. 297-563

SCHÖTZE, F., 1977: Zur Hervorlockung und Analyse thematisch relevanter Erzählungen im Rahmen soziologischer Feldforschung - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung München: Fink

SCHÖTZE, F., 1980: Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit, in: LÄMMERT, E. (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposium, Stuttgart: Metzler

STEINERT, H., 1984: Das Interview als soziale Interaktion, in: MEULEMANN, H. & REUAND, K.H. (Hg.): Soziale Realität im Interview. Empirische Analyse methodischer Probleme, Frankfurt/M. u. New York: Campus, S. 17-59

TAUSCH, R., 1968: Gesprächspsychotherapie, Göttingen: Hogrefe

WATZLAWICK, P., BEAVIN, J.H. & JACKSON, D.D., 1972: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern: Huber

ZINSER, H., 1984: Die Wiedereinsetzung des Subjekts: von der psychoanalytischen Ethnologie zur Ethnopschoanalyse, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 26, S. 101-112

Harald Welzer

Psychologisches Institut der Universität Hannover

Im Moore 21

3000 Hannover 1

